

Mein Bub hat blaue Augen Und goldig Vodenhaar. Zwei Häufe, die auch taugen. Verstand und Willen klar.

Mein Bub ist ganz der Alte In Wesen und Manier; Und was ich von ihm malte, Das hat er ganz von mir.

Mein Bub, der hat ein Mündchen, Das steht des Nachts nur still, Am Tage ist kein Stündchen, Wo dieses rasten will.

Das ist kein Vatererbe, Ich weiß es ganz genau; Ich sag es etwas herbe — Das hat er von meiner Frau.

„Spuren im Schnee.“

Novellette von Josephine Siebe.

Frau Ellen trat aus ihrem Hause und schwer fiel mit dumpfem Schall die Thür hinter ihr ins Schloß. Langsam schritt sie die breite Kastanienallee entlang, die bis zur Landstraße führte, auf den fahlen Zweigen der Bäume saßen Krähen, die, aufgeschreckt, durch die nahenden Schritte, tröhnend sich emporhoben, und setzend lang durchhallte ihr mitöniges Geschrei die Stille, wie schwarze Schatten flatterten sie über die verschneiten Felder und verschwanden dann in der grauenen Ferne.

Die junge Frau hatte bald die Landstraße erreicht und weiß und still lag das Land vor ihren Blicken, begrenzt von der blauschwarzen Wand des fernen Waldes. Die Häuser des nahen Dorfes verfannten bereits in Dunst und Nebel und das farge Licht des trüben Winterabends begann schon zu verblasen, denn tief hingen vom Himmel die schneefarbenen Wolken herab.

Mühsamer schritt die Frau vorwärts, um noch vor Eintritt der Dunkelheit ihr Ziel zu erreichen, nicht einmal sah sie sich nach dem Hause um, das sie verlassen hatte — verlassen für immer.

Nicht rückwärts wies ihre Gedanken, ziehenden Wolken gleich flogen sie vor ihr her, ihre aus dem engen Bann der Pflicht befreiten sehnsüchtigen Glücksgedanken. Hinter ihr lag die Einsamkeit, die stille, eintönige Vergangenheit ihrer Ehe, und vor ihr lag lockend, wie ein von rosig-schimmerndem Hoffnungslichter verhöhltes Bild, die Zukunft.

Frau Ellen ging aus dem Hause ihres Mannes, weil sie zu erkülden meinte in der Einsamkeit. Als sie vor vier Jahren sein Weib geworden war, da war sie ihm willig aus der Stadt auf sein Gut gefolgt, auch damals hatte Schnee die Bäume bedeckt, aber es war der Willensschnee des Frühlings gewesen, in dessen Schmelz der jungen Frau die neue Heimat wunderbar reizvoll erschien. Raum merktbar verannte die Zeit; eines Tages sah der Winter mit ersten Augen in das stille Haus, da begann Frau Ellen die Einsamkeit zu fühlen. Der Winter, den sie bisher gefasst hatte, war so rouschend, lärmend und glanzgefüllt gewesen, und eine leise Sehnsucht kam in ihr Herz. Doch im Frühling kam die Sehnsucht wieder zum Schmelzen, da blühte in dem einsamen Hause eine kleine Menschenblume auf, mit großen, erkaunten Augen sah ein Büchlein sich in der fremden Welt um. Glückselig lächelte die junge Mutter, als man ihr das Kind in die Arme legte, doch in der Gluth des Sommers verweltete die kleine Frühlingsblume und ein winziges Grab unter den Bäumen des Parkes umschloß das junge Mutterglück.

Frau Ellen's Schmerz war wild und leidenschaftlich, sie haderte mit dem grausen Schicksal, und wenn ihr Mann, der still sein Leid trug, ein warmes, keiteres Wort zu ihr sagte, dann grüßte sie ihm im Herzen um seiner Gelassenheit willen.

Als aber der Winter kam, wurde der Schmerz des jungen Weibes wilder, und die Sehnsucht nach der lauten Welt erwachte von Neuem in ihrem Herzen. Sie begann über ihr Leben nachzudenken, so jung war sie noch und mußte doch so in der Stille leben. Sie dachte an ihre heiteren, glänzenden Wädchentage, an ihre hellen, luftigen Träume, alles hatte sie dem Manne geopfert, der so gelassen neben ihr ging; ahnte er gar nicht die Größe des Opfers, das ihren grübelnden Sinnen sich zu offenbaren schien? Und einmal, in einer Stunde, da sie meinte, die Stille des Hauses müsse sie erdrücken, sprach Frau Ellen zu ihrem Manne von ihren Gedanken, von ihrem Recht an das Leben, daß sie hin- aus müsse aus der Einsamkeit, sie sprach heiß und erregt, die Stimme zitterte vor Sehnsucht und verhaltenen Thränen.

Der Mann saß te nachsichtig und sprach ölig zu ihr, wie man zu einem Kinde spricht, und in dieser Stunde verhärtete sich ihr Herz gegen ihn. Ihre schrankende Unklarheit verlangte nach Ernst und Verständnis, die nachsichtige Milde wurde sie tropf. In dem alten Hause, mit den fest- oefflichen Mauern, das so schlicht und ebenhaft aussah, begann ein heimlicher aufreibender Kampf, mehr und mehr löste sich die Frau von ihrem Manne und ging ihre eigenen Wege. Hans heide glaubte, Schweigen würde die Sehnsucht in dem Herzen seines Weibes einschlämmern lassen und darum schwieg er, aber immer wilder wurde die Sehnsucht der Frau, immer heißer ihr Verlangen nach dem ab-

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island Nebr., 30. März 1906 (Zweiter Theil.)

Jahrgang 26 No. 31.

wechslungsvollen Leben von eins, und zuletzt, als nach Tagen voll ahnender Frühlingswonne plötzlich ein herber, harter Nachwinter sein weißes Gewand auf der Erde ausbreitete, trieb es sie hinaus.

Nun schritt sie den weißen Weg entlang, der zur Stadt führte, dann noch eine kurze Eisenbahnfahrt und sie war am Ziel, war frei. Scheu und still war sie aus dem Hause gegangen, sie hatte es nicht gewagt, den Wagen anspannen zu lassen, unbemerkt wollte sie gehen; und ihr Mann würde sie nicht vermissen, dachte sie bitter. Am Morgen hatte es geschneit und der frische Schnee hatte glättend alle Spuren auf dem Wege vernichtet, nur hier und da unterbrach ein Baum oder Strauch mit dem fahlen Braun seines dürren Geästes, die weite weiße Fläche. Selbst empfand die Frau diese weiße Stille, es war ihr, als schritte sie durch eine Wüste, getrennt von allem Leben, und ein leises Grauen durchschauerte sie. Auf einmal tauchten Spuren vor ihren Blicken auf, von einem Seitenpfad kamen sie, frischgetretene Spuren waren es, vor kurzer Zeit erst mochten Menschen hier gegangen sein und ganz unwillkürlich ging Frau Ellen den Spuren nach, den geraden Weg schienen sie ihr zu zeigen. Sinnend schaute sie auf den Pfad nieder, eine breite große plumpe Spur war da fest eingegraben in Schnee und daneben eine kleine zierlichere, die Spur eines Frauenfußes. Ein Mann und ein Weib waren da vor ihr den Weg gegangen, dicht nebeneinander Schritt um Schritt, vielleicht hatte der Mann seinen Arm um das Weib gelegt, und sie hatte den Kopf an seine Brust geschmiegt, so wie sie einst mit Hans heide gegangen war, in den Tagen ihrer jungen Liebe. Plötzlich blieb die einsame Wanderin stehen, ihr war es als habe sie von irgend woher einen Laut vernommen, sie lauschte.

„Alles blieb still. Suchend schaute sie um sich, das Haus, das sie verlassen hatte, war nicht mehr sichtbar, es war verfunken in der nebelgrauen Ferne. Es begann zu schneien, große Flocken wirbelten durch die Luft, die von den hängenden Schneemassen stummerte und leise sank die Dämmerung herab. Mit geneigter Haupt, den Blick fest auf die Spuren im Wege gerichtet, so ging Frau Ellen mit schwerer werdenden Schritten weiter, mühsam gegen das dichter fallende Schneegewölk an kämpfend. Wieder stochte ihr Fuß, da vor ihr liefen nicht mehr zwei Spuren den Weg entlang, nur eine war es noch, die breite feste Spur des Mannes.

Wie eine Vision stieg es vor dem jungen Weibe auf, sie sah sich Seite an Seite mit dem Gatten im Vorfrühlingswehen über ein frisch ge- sätes Feld schreiten. Sie hatte ge- klagt, daß ihr das Gehen schwer wird in dem lockeren Erdboden, da hatte er lachend und spottend über ihre ver- wöhnten Städterfüße sie plötzlich em- porgehoben und sie mit träftigen Ar- men über das Feld getragen. Wie weit lag doch jene Zeit hinter ihr, wie lange war sie nicht mehr in frohem Schrei- ten an der Seite des Mannes über das Feld gewandert. Und es kam ihr in den Sinn, wie oft er sie ge- beten hatte, mit ihm zu gehen und im- mer hatte sie „Nein“ gesagt, bis zu- letzt sein Bitten verstummte war.

Dichter, immer dichter fiel der Schnee, wogend unvollste er die ein- sam Wanderin, eine weiße flodige Schicht legte sich ihr auf das dunkle Kleid, die weißen Sterne zerschmolzen auf ihren heißen Wangen und hingen sich wie glitzernder Schmelz in ihr blondes Haar. So müde wurde sie, immer langsamer ihr Gehen. Da endlich ein Meilenstein am Wege, ermattet setzte sich das junge Weib, nicht lange wollte sie ruhen, nur wenige Minuten, weit konnte ja ihr Weg nicht sein, bald würden die ersten Lichter der Stadt auftauchen, dann war sie geborgen.

Geborgen? Eine große Angst vor der Zukunft, die ihr auf einmal in so weiter grauerer Ferne zu liegen schien, überkam sie. Sie starrte in das Spiel der weißen Sterne, die Schleierwogen wallte es auf und nieder und seltsame Bilder formten sich ihr. Ganz hell wurde es auf einmal, alles war in rothe flammende Gluth getaucht, und durch die Gluth führte eine feste gerade Spur aber so weit, sie unerreikbaar weit war der Weg zu dieser Spur.

Klang da nicht ein Ruf durch die Stille? Sie verlor sich aufzurichten, doch müde sank sie zurück, ich will heim gehen, murmelte sie leise, und aus dem kimmernden Gewoge stieg ihr das Bild des einsamen Hauses auf, sie sah sich in dem erleuchteten Zimmer sitzen, die Thür öffnete sich und eine warme vertraute Stimme klang an ihr Ohr: „Ellen, mein Liebling.“

Da stöhnte sie auf, „Hans“, rief sie angstvoll, „Hans.“ „Sei ruhig, ich bin bei dir,“ klang wieder seine Stimme, da riß der Bann, der ihre Gedanken

verwirrt hatte, auffchauend sah sie in das Gesicht ihres Mannes: „Du hier?“ stammelte sie und dann ihre Arme um ihn schlingend, kam es wie erlöset von ihren Lippen: „oh du, daß du kamst!“

„Ellen, wo wolltest du hin?“ fragte er, die Frau fester umschlingend, und als er sah, daß sie schwankte, hob er sie empor und trug sie durch den Schnee. Und während er so mit ihr ging, da flüsterte sie ihm leise zu, wohin sie hatte gehen wollen und warum, erzählte ihm von ihrer Sehnsucht, ihrer Einsamkeit und er lauschte und erkannte, daß er auch eine Schuld trug und in diesen kurzen Minuten wurde klar zwischen ihnen, was so lange vom Nebel des Nichtverstehens verhüllt gewesen war. Nach kurzem Weg strebte sie, sich aus seinen Armen zu lösen. „Ich bin zu schwer,“ bat sie, „der Weg ist ja noch so weit, wie waren so dicht an der Stadt!“

„Steh doch, wo wir sind,“ rief er und ein leises Frohoden war in seiner Stimme, verwirrt auffchauend, sah sie vor sich die erleuchteten Fenster des einsamen Hauses.

„Du hattest dich verirrt,“ sagte er weich, „du bist im Kreis herumgegan- gen, deiner Spur folgend sah ich es!“

„Oh, nicht verirrt, es war der rechte Weg,“ jubelte sie auf, „er führte mich wieder der Heirath zu!“

Und Hand in Hand traten sie in ihre Haus, dessen helle Fenster wie strahlende, glückliche Augen in der Dunkelheit leuchteten.

### Das Fanal.

Humoreske von Albert Graf von Schlippenbach.

In dem etwas abgelegenen Städtchen — nennen wir es Kleba — stand vor ungefähr zwanzig Jahren ein Bataillon Infanterie. Von der nächsten Station einer Secundärbahn war der taum sechs-tausend Einwohner zählende Ort zehn Kilometer entfernt. Um nach der Provinzialhauptstadt zu gelangen, brauchte man wenigstens sechs Stunden, vorausgesetzt, daß der Zug mit der allerschnellsten Lokomotive auf der Nebenbahn den Anfschluß an die große Linie erreichte. Das war aber immer recht zweifelhaft. Die jungen, unverheirateten Offiziere waren daher darauf angewiesen, ihre Vergnügungen und Zerstreungen in Kleba selbst und in seiner Umgebung zu suchen; denn eine Reize nach der nächsten größeren Stadt oder gar nach der Residenz erforderte immerhin pe- tuniäre Opfer. Glücklicherweise stand das Offizierscorps mit der Bürger- schaft und den benachbarten Gut- besitzern vorzüglich. Eine rege Gesell- schaft mußte daher manches erleben, was nur eine große Stadt bieten kann. Aber man amüsierte sich trotzdem ganz gut. Schon der Leutnant von Walte- rode und sein Antimus, der jüngst zum Bataillonsadjutanten ernannte Leutnant Keller, sorgten mit ihrem frischen Humor reichlich für Unterhal- tung. Vor ungefähr Monatsfrist hatte das Bataillon einen neuen Kom- mandeur bekommen. Major Grün- feld war eine stattliche, militärische Erscheinung. Doch die Natur ist nicht immer nach allen Seiten hin ver- schwenkerisch. Körperlich hatte sie ihn zwar durch Größe, Breite und durch die Länge eines blonden Schnurbarts überreich bedacht, geistig gehörte er jedoch gerade nicht zu den Heroen. Na- türlich blieb das seinen Untergebenen nicht lange ein Geheimniß. Schon die Art, mit der er bei den Uebungen, an- statt kurze, klare Befehle zu geben, sich in längerer Besprechung mit den Of- fizieren über die nöthigen Anordnun- gen einließ, verrieth neben taktischer Unsicherheit geringe Fähigkeiten. Dazu kam seine unalldliche Liebe für Fremdwörter. Da nun seine wissens- schaftliche Bildung etwas vernachläs- sigt war, so paßten ihm leicht un- seltene Bemerkungen, oder seine Ausprüche blieben orakelhaft unklar. Schon bei der ersten Feldübungsübung unter seiner Leitung erregte er durch eine, seitdem zum gewöhnlichen Wort im Offizierscorps gewordenen Aritit über die fehlerhaften Maßnahmen eines Kompaniechef's allgemeine Sen- sation.

Als ich Ihren Anruff sah, mein Herr Hauptmann,“ meinte er nämlich tiefinnig, „war meine moralische Ueberzeugung zu Ende.“

Wenige Tage später sprach er dann sein Mißfallen über eine verfehlte Ue- bung einem anderen Offizier in nicht minder seltsamer Weise aus: „An Stelle der Umgebung hätten Sie den Of- fizieren vielmehr gleich bei den Hörnern fassen müssen. Natürlich sans com- pariment, Herr Leutnant!“, sagte er mit einer verbindlichen Handbewegung zu dem Gegner des Getadelten hinzu, der in Folge der doppelten Entgel- tung seines Vorgesetzten kaum ernst- haft bleiben konnte. Natürlich boten diese kleinen Schwächen und Mängel

des Herrn Majors den Leutnants Walterode und Keller stets einen neuen Stoff zu allerhand gewagten Scher- zen.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, als der Major mit seinem Adjutanten durch den schönen Klebaer Stadtfors- tritt. Die Kompagnien sollten zuerst einzeln auf dem, etwa eine Stunde von der Garnison entfernten „großen Exerzierplatz“ üben und dann unter der Führung des Bataillonskomman- deurs zusammen gegen einen markir- ten Feind operiren, den Grünfeld so- eben mit Hilfe des Adjutanten auf ei- ner Hügelkette aufgestellt hatte. „Sa- gen Sie mal, lieber Keller, was be- deuten nur die schwarzen Kreise dort an den Kiefern und Fichten?“ unter- brach der Major ein minutenlanges Schweigen und deutete auf die zum Schutz gegen Raupen um die einzelnen Stämme mit Theer gezogenen Ringe.

Dem Gefragten sah wieder einmal der Schaft im Nacken. „Die Ringe, Herr Major,“ erklärte er mit todter- ster Miene, „sagen dasselbe wie der Flor am Arm eines Menschen. Die Bäume trauern nämlich.“

„Die Bäume trauern?“ Grünfeld machte ein höchst erstauntes Gesicht. „Um wen denn?“

„Ach, der Herr Major wissen wohl noch gar nicht, der Oberförster ist neulich gestorben, und da werden zum Zeichen der Trauer alle Bäume schwarz angepöfelt. Es ist dies eine ebenso schöne wie althergebrachte forst- liche Sitte.“

„Wirklich, sehr sinnig,“ meinte Grünfeld. „Aber wie ist denn das so schnell gekommen? Vor acht Tagen habe ich ja noch mit dem Oberförster im goldenen Kof einen Stat gepöfelt.“

„Armer Kerl, thut mir wirklich her- zlich leid.“ Schien ein netter, anstän- dige Mensch zu sein. — Wann soll er denn begraben werden?“

Keller biß sich auf die Lippen, um nicht laut aufzulachen. Zu seinem Glück war man inzwischen auf dem, den Forst begrenzenden Exerzierplatz angekommen. Die Hauptleute spreng- ten heran, um ihre Truppen zu mel- den. So wurde Keller der Antwort auf die heikle Frage entbunden. Nachdem der Bataillonskomman- deur sodann noch einige Zeit dem Exerzieren der einzelnen Kompagnien zugehört hatte, rief er die Herren Offiziere, um ihnen die Idee für die Schlussübung zu entwickeln. „Dort hinten auf der Hügelkette steht der markirte Feind,“ begann er seine Aus- einanderlegung. „Die Angriffsrich- tung ist durch das weithin sichtbare trigonometrische Fanal gegeben.“

„Verzeihung, Herr Major,“ unter- brach ihn der Adjutant, „ich glaube, es heißt Signal.“

Auf den Gesichtern der Offiziere wurde es verächtlich. Grünfeld bemerkte es wohl und wurde etwas verlegen. „Hm! — Wissen Sie das ganz ge- nau? Wie denken Sie darüber, Herr Hauptmann Rother“, wandte er sich unsicher geworden an den ältesten Kap- itän.

Der Angeredete besah sich eben mit großem Interesse seine Stiefelspitzen. Es dauerte einige Sekunden, bis er im Stande war zu antworten. „Ich glaube — Leutnant Keller — hat recht,“ stotterte er endlich, mühsam gefaßt.

„Sind Sie alle der gleichen Ansicht, meine Herren?“ fragte Grünfeld etwas mißtraulich und eröffnete dadurch eine Diskussion über den richtigen Namen des trigonometrischen Punktes. Es entspann sich infolgedessen ein reger Meinungsaustrausch. Die einen schlo- sen sich der Ansicht des Adjutanten an, die anderen scheinbar der des Majors. Nur der Leutnant von Walterode hatte bisher geschwiegen. Nun drängte er sich plötzlich vor, warf seinem Freund Keller einen raschen Blick zu und ver- kündete dann mit heller, weischaalen- der Stimme:

„Meine Herren, der Herr Major haben wie immer recht. Es heißt das trigonometrische Fanal, denn wenn es ein Signal wäre, könnte es geblasen werden!“

„Ich vermute, Herr Major, Leutnant von Walterode hat das Richtige ge- troffen,“ beiläufig Keller zu sagen, um den Vorgesetzten zu beruhigen, die anderen, meist noch mit einem Hei- terheitsausbruch kämpfenden Offiziere um ihre Meinung anzugehen.

„Hm!“ Grünfeld überlegte einen Augenblick. Wirklich — ich glaube selbst,“ entschied er endlich. — „Also meine Herren, die Richtung ist auf das trigonometrische Fanal.“

Eine Stunde später ritten der Ma- jor und sein Adjutant wieder durch den Wald der Garnison zu. „Der Waltenrode ist doch wirklich ein sehr kluger Mensch,“ meinte er- zeter plötzlich im Tone höchster Anerken- nung. „Wie ist er nur auf diese ungem- ein klare Erklärung so schnell ge- kommen? Passen Sie auf, Keller, der macht noch einmal eine famose Kar- riere. Ich werde es ihm jedenfalls nahelegen, doch auf Kriegsakademie zu gehen. Urlaub zur Vorbereitung soll er bekommen, dafür will ich beim Herrn Obersten schon sorgen.“

„Herr Major haben auch hierin, wie immer recht,“ pschlichtete ihm Leutnant Keller bei und beugte sich tief auf den Hals seines Pferdes herab.

### Ach, wie so trügerisch.

Stizze von H. von Mühlensfeld.

Ein silbernes Mondlicht, das auf der spiegelglatten Fläche eines Weibers gautelt und auf dem Wasser ein Kahn, der leis dahin gleitet oder halb im Schilf verborgen stillsteht, und im Kahn zwei junge, junge Menschen, ein „Er“ und eine „Sie“ und beide schön und beide verträumt und verjunt — erdentrüht —

Wer hätte nie den Zauber solcher Mondnacht empfunden und wer hätte nie über den armen, jugendlichen Poeten gelächelt, der sich ein uraltes Mo- tiv in neue Form zu kleiden versucht? Das ist ein altes Lied, so oft besungen wie die Liebe selbst; aber dem, der in solcher Nacht zum ersten Mal hört und fühlt, dem ist's doch so neu, so unge- ahnt.

Die beiden Menschenlein im Kahn blickten sich an. Der „Er“, kaum dem Schulzwang entwachsen, hatte die Ru- der aus den Händen gleiten lassen und „Sie“, ein blondes Fräulein, schloß den Kopf in die Hand. Sie wollten sterben! Ja — todernst war es ihnen mit dem Sterbewollen.

Der Kahn, der sie trug, würde nun sobald schon einsam auf dem Wasser schaukeln und seine Insassen, ver- knüpft auch äußerlich durch einen mit- gebrachten Strid, würden ein feuchtes Grab da unten im tiefen Weibher fin- den.

Und nun gautelte dieser Mond so silbern, so hell, so leuchtend, als wolle er sie offen, denn ihr Sinn stand doch nach Dunkelheit und Sturm und Grauen, nach einem Todtenlied, das die Natur ihnen sang.

Seit einer Stunde schon rudern sie auf und nieder — auf und nieder, schweigend — finster und angstvoll schauend, nur die Blicke in einander tauchend, und in den Augen des „Er“ lag oftmals die stumme Frage: „Zeit?“ Aber sie schüttelte jedesmal leise ihr blondes Köpfchen und dann flehte sie:

„Noch eine Minute — ja nur noch eine Minute!“

Es ist wohl hart zu sterben, wenn man noch so jung, so blutjung ist, wenn das Leben eigentlich noch so schön sein könnte, so himmlisch schön. „O Gott! O Gott!“

Der junge Mann stieß diesen Seuf- zer aus und er kam ihm aus tiefer Seele, denn in seinen Augen schim- merle es feucht und seine Stimme klang wie eine zerbrochene Saite.

Und sie erwiderte seinen Seufzer mit einem ebenso tiefen, qualvollen Aufstöhnen, und wieder lag in seinem Blick die banale Frage: „Zeit?“ Doch wieder schüttelte sie ihr blondes Köp- fchen und hauchte kaum hörbar und doch so seltsam dringlich:

„Noch eine Minute!“

Wunderliche Gedanken mögen es sein, die zwei junge Menschenkin- der in der letzten Stunde ihres Daseins quälten und bewegten. Man saß, daß an Schwerkranken in der Stunde ihres Todes das Leben noch einmal vorbeiziehe, daß Freude und Schmerz, Glück und Leid noch einmal vor ihnen erscheine und sie können es nicht fassen, daß sie es sind, die all dies erduldet und getragen haben, die da jubelt und gelacht, geliebt und getrauert haben.

lustig und kindisch und toll. Aber doch bei weitem nicht alles. Es hatte auch ernste Stunden gegeben; schwere Jahre, angefüllt mit lateinischen und griechischen Regeln und Verben, mit Algebra und schwierigen deutschen Aufsätzen und der arme Kopf hatte oft streiten wollen.

Dann aber hatte des Vaters Wille eingeseht und der war so hart, daß der junge, rebellische Kopf das Träu- men und Dichten vergaß und schließ- lich das Chaos von Wissenschaften wohlgeordnet in sich barg.

Das war nun schon ein halbes Jahr her; man hatte ihm die Hände gedrückt, als er sein Examen mit Glanz bestanden hatte; der Vater hatte warme Segensworte zu ihm gespro- chen und sein Herz war so groß und weit gewesen, und ein Muth so stolz und stark hatte ihn besetzt, daß er glaube, von nun an allem Erbenleid unt aller Last für immer entbunden zu sein.

Dann war dies blonde, 15jährige Fräulein in sein Leben gekommen und dies Fräulein war das Bötcherchen eines strengen, harten Vaters, eines Vaters, der so klug, so voller List war, daß er das entlegene Winkelchen, in dem sie seit Tagen ihre ersten, glüh- enden Küsse tauchten, entdeckt hatte.

Und so tüchtig, so wenig vornehm war er, daß er den jungen Mann nicht, wie sich's ziemte, zu einer Un- terordnung unter vier Augen einlub und sich mit ihm auseinandersetzte — nein — seine Bosheit ging so weit, daß er dem Vater des unglücklich Liebenden einen großen Brief schrieb.

Der junge Selbstmordkandidat sah wieder an seine Wange. O diese Schmach! Diese elende, un- verzehliche Schmach! Und warum war der Vater so maß- los heftig geworden, trotzdem er, der 15jährige, ihm versichert hatte, daß er gelassen sei, um des Fräuleins Hand zu verken? Warum? O, natürlich — er deshalb, weil der Vater der blon- den Hertha sein Vorgesetzter war, sein bärbeißiger, großer, ungeschladerter Vorgesetzter.

Die verlorf war er in sein Zimmer gerannt, hatte die Thür verriegelt und einen Brief an die blonde Hertha ge- schrieben, einen Brief voll verzweifelter Klagen — einen Brief, der das arme Fräulein Hertha in einer so trostlosen Stimmung traf, daß sie lei- denschaftlich in den Vorfsatz einwilligte, diesem entwertheten, harten und grausen Leben ein Ende zu machen.

Der junge Mann schaute ins Was- ser, das ganz leise, seine Kreise zog; er berührte es mit seinen heißen Hän- den und zog sie erschrocken zurück. Ein Schauer lief durch seinen Körper. Er dachte zu Hertha hinüber. Die hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und weinte, daß ihre Schultern zuckten und das Mondlicht flocht einen silber- nen Kranz um ihre goldenen Haare. Wie eine Heilige sah sie aus.

„Hertha!“ sagte er leise und trau- rig. „Da blickte sie auf.“

„Es ist so hell, Hertha!“

„Er furchtbar hell!“ seufzte sie und dann schwiegen sie wieder.

Er griff die Ruder, um ein Stück- chen weiter vom Ufer fortzufegeln. Doch seine Hände waren kraftlos; die Ruder fielen ins Wasser. Das sprigte hoch auf und nähte Hertha's Gesicht und ihr blaues Tuchlein mit dem hel- len Spigenstrahlen. Da wurde sie ärger- lich, begann sich sorgfältig zu trocken und sagte vorwurfsvoll:

„Wie kann man so ungeschick- t sein!“

Er schwieg; er fühlte sich verletzt. Wie konnte sie an dergleichen denken? Zeit? In dieser Stunde? —

Sie aber dachte darüber nach, wie ärgerlich es wäre, wenn man in dem schönen, neuen Tuchlein die Wasser- flecke sähe und wie Mama schelten würde, und dann überkam sie eine jähe Angst. O Gott — wenn sie zu Hause schon vermisst würde, wenn man sie suchte, wenn der Vater es schon erfahren hätte! O Gott — o Gott! Ihr Herz schlug bis zum Hals.

„Wie viel Uhr? Sag schnell — wie viel Uhr, Ernst?“ bat sie.

Er sah sich mit einem Blick an, der grenzenloses Staunen ausdrückte. „Was kimmert's uns?“ sagte er rauh.

Da aber fuhr sie auf. „Was kimmert's uns? sagt Du? Ja, wenn Papa es aber schon erfahren hat? Und Mama meint vielleicht und sie werden wieder so böß und Du hast die Schuld an allem! Na, an allem! Auch wenn mein schönes Tuchlein verborben ist. O, ich habe Dich — sehr ans Land. Sofort! Ich will es.“

„Hertha, hast Du denn vergessen, was uns hierher führte?“